

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 6

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf die Pfarrei Spiez. Im Jahre 1766 verheiratete er sich mit Marianna von Graffenried, geb. 1750. Der Ehe entsprossen drei Töchter Margaritha, Maria Katharina und Elisabetha. Maria Katharina verheiratete sich 1792 mit Emanuel Rudolf Käser, damals Helfer an der Rydeß und später Pfarrer in Gampelen. Elisabeth wurde die Frau von Pfarrer Daniel Ryß zu Trachselwald, Schöftland und Bätterkinden. Aber auch als Pfarrer von Spiez setzte Johannes Jakob Diß seine botanischen Studien fort. Er verfaßte ein „Verzeichnis derjenigen seltenern Pflanzen, welche in der Herrschaft Spiez freiwillig wachsen“. Dieses Verzeichnis wurde später von seinem Freunde J. Samuel Wytenbach einer größeren Abhandlung im „Bernischen Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaft“ von 1779 als Anhang beigegeben.

Im Jahre 1770 kam Johannes Jakob Diß als Pfarrer nach Bolligen; in eben diesem Jahre erhielt er den Preis der ökonomischen Gesellschaft für eine Schrift betitelt: „Versuch über die Frage: Welches ist der gegenwärtige Zustand der Alpen-Ökonomie und der ihr anhängenden Sennereien in den verschiedenen Gegenden des Kantons? Was kommen

für Mängel dabei vor und was könnten für Verbesserungen dabei angebracht werden?“ Die Schrift ist ein Beweis für die Beobachtungsgabe und den praktischen Sinn ihres Verfassers. Hier in Bolligen war er seinem Berner Freundeskreis wiederum näher gerückt und war im Stand, wertvolle Anregung zu geben und zu empfangen; besonders scheint er seinen jüngern Freund, Apotheker Morell, für die Botanik begeistert zu haben. Durch Morells Bemühungen kam später im Jahr 1789 die Gründung des botanischen Gartens zustande. Leider war es Johannes Jakob Diß nicht vergönnt, seinem Vaterlande und der Wissenschaft lange zu dienen. Schon am 20. April 1775 starb er, tief betrauert von allen, die ihn gekannt hatten.

„Außerordentlich habe ich den Tod meines liebsten Freundes, des Herrn Pfarrer Diß, betrauert“, schreibt der nachmalige Professor De Lachenal in Basel in einem Brief vom 17. August 1776 an Albrecht von Haller. Der vorgenannte J. Samuel Wytenbach aber nennt ihn „einen zum Schaden der Botanik und zum Leid aller, die ihn kannten, zu frühe verstorbenen Schüler und Freund des seligen Haller“.

(Mitgt. von R. W. Diß, Arch.)

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

6

Escher ließ seinen Blick wieder in den Saal schweifen.

Der junge Kanadier, dessen Haltung nicht mehr ganz sicher war, stand dort mit einem Miner im Gespräch, das er mit einer Anzahl weitausholender Armbewegungen begleitete. Seine Dame war ihm auf einen Augenblick eingeführt worden. Sie stand mit dem Kraftmenschen vom nächsten Tische abseits und schien ihm Antwort oder Auskunft auf einige Fragen zu geben, die er an sie richtete. Escher hatte fast den Eindruck, als ob diese Fragen sich auf ihn bezögen, denn einmal bemerkte er, daß der Mann auf ihn blickte, aber sofort wegsah, als er wahrnahm, daß Eschers Augen sich auf ihn richteten. Wenn das aber wirklich so war, so mußte es sich um Dinge ohne Bedeutung handeln, da er den Mann nicht kannte und sich auch nicht erinnern konnte, ihn jemals irgendwo gesehen zu haben.

Er wurde verhindert, der Sache irgendwelche weitere Aufmerksamkeit zu schenken, denn eben näherte sich der junge Kanadier mit etwas schwankendem Schritte ihrem Tische.

„Helloh, old chap“, rief Schmidt. „Ich denke, Sie wollten gar nicht tanzen, weil's damit immer anfängt. So ähnlich sagten Sie ja wohl? Und dann wollten Sie nur einmal tanzen und danach sofort nach Hause gehen.“

„Yes, Sir. Und dann änderte ich meinen Entschluß und wollte noch einmal tanzen. Aber wieder nur noch einmal. Und das wiederholte sich noch ein paarmal. Hol's der Teufel!“ erwiderte der junge Mann im Tone einer kläglich Selbstverpottung. Dabei kämpften Trunkenheit, Scham und der jugendheiße Hunger nach Leben und Genuß einen seltsamen Kampf in seinem erhitzten Gesicht.

„Zur Heimreise langt's schon nicht mehr. Mit der Rake allein hätte ich's zur Not noch aufgenommen, aber da waren gleich noch fünf oder sechs andere da. Weiß der Teufel, wie sich alle gleich auf einen stürzen! Arme, kleine Ethel. Sie wird nun warten in Winnipeg und sich die Augen ausweinen, wenn ich nicht komme. Und wer weiß, ob ich sie jemals wiedersehe? — Ist ja auch alles egal jetzt. Was ist daran gelegen, wenn ein Mann, der so wenig Halt besitzt wie ich, zum Teufel geht? Well, morgen gibt's noch einen lustigen Tag und übermorgen wieder den Trail für mich. Dann kann ich von neuem wieder draußen im Schlamm wühlen. Für zwei lustige Tage in Dawson. Ist etwas teuer

bezahlt, das Vergnügen. Aber da es nun einmal so ist, will ich es auch auskosten. Heute und morgen ist Fastnacht. Übermorgen und vielleicht für das ganze Leben danach — Aschermittwoch. Geschieht einem ja auch recht, wenn man solch ein jämmerlicher Schwächling ist.“

Er griff in seine Tasche und holte ein Bündel zerfetzter Banknoten heraus, von denen er eine Anzahl im Betrage von zweihundert Dollars abzählte.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie Ausrüstungen verkaufen“, wandte er sich an Schmidt. „Nehmen Sie die zweihundert Dollars und halten Sie mir eine für übermorgen bereit.“

Schmidt zögerte, das Geld zu nehmen.

„Nehmen Sie es“, drängte der andere ungeduldig, „dann habe ich wenigstens das gerettet und ein grubstake“. Denn ich bin sicher, daß ich übermorgen keinen Cent mehr in meinen Taschen finde und irgendwo um einen Posten als Geschirrwäscher betteln müßte.“

„Dann geben Sie mir doch lieber gleich etwas mehr“, riet ihm Schmidt, indem er die ihm dargereichten Scheine in Empfang nahm.

„Nein“, wehrte der andere ab. „Es ist nicht meine Gewohnheit, eine Sache halb zu tun. Im Guten nicht und nicht im Schlimmen. Wenn mich der Teufel nun doch einmal in seinen Klauen hat, dann will ich wenigstens wissen, wofür. Sonst würde ich es später vielleicht selbst nicht einmal verstehen.“

„Die „Rake“, die ihre Unterredung mit dem Kraftmenschen beendet und sich nach ihrem Kavalier im Saale umgeschaut hatte, entdeckte ihn jetzt an Eschers Tische und kam heran. Sie faßte ihn am Arme und wollte ihn mit sich fortziehen.

„Komm, Joe, das ist ein Twostep, den müssen wir tanzen“, sagte sie.

Der junge Mensch, nachdem er nun einmal und wahrscheinlich unter fortwährendem Protest seines besseren Selbst die ersten Schritte zur Zerstörung seiner frohen Heimkehrpläne getan, schien jetzt willig genug, ja selbst begierig,

*) Ausrüstung und Proviant für einen Prospektor.

sich in den Taumel des Vergnügens zu stürzen und es bis auf die Hefe auszufkosten. Das gab doch wenigstens für den Augenblick Betäubung gegen die Selbstvorwürfe, die doch nichts mehr ändern konnten.

Escher hielt die „Rake“ aber zurück.

„Einen Moment, Edith“, sagte er. „Ich bitte Sie, lassen Sie den Mann in Ruhe!“

Die „Rake“ blinnte unwillig auf.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“ erwiderte sie trotzig, milderte aber ihren Ton sofort wieder, indem sie lachend hinzufügte: „Sind Sie eifersüchtig auf meine Freunde? Das habe ich bei Ihnen bisher noch gar nicht bemerkt. Außerdem haben Sie ja auch hier Ersatz für mich in der kleinen May. Die brennt darauf, Ihnen alles Liebe anzutun, das Sie nur wünschen mögen. Sehen Sie, wie sie rot wird? Das zeigt, daß ich recht habe.“

May war in der Tat heftig errötet. Sie richtete einen hilflosen, bittenden Blick auf die „Rake“, sprang dann aber plötzlich wie unter einem heftigen Impuls von ihrem Stuhle auf und verließ den Tisch. Gleich darauf war sie durch den nach der Bühne führenden Seiteneingang verschwunden.

„Die kleine Unschuld!“ rief die „Rake“ ihr spöttisch und mit einem leichten Zucken ihrer schöngeformten Schultern nach.

„Edith, ich bitte Sie, lassen Sie May in Ruhe und lassen Sie den Gentleman da in Ruhe, denn Sie wissen nicht, was Sie beiden antun.“

„Und noch einmal frage ich, warum? Warum soll ich nicht tun, was mir gefällt, wenn es mir nun einmal gefällt?“

„Wenn Sie das in bezug auf die kleine May nicht selbst fühlen, werde ich Ihnen das auch nicht begreiflich machen können. So weit dieser Gentleman aber in Frage kommt, sage ich Ihnen, daß er im Begriff war, übermorgen heimzureisen und mit dem Gelde, das Sie ihn hier sinnlos auszugeben verleiten, seine Studien zu beenden und das Mädchen zu heiraten, das daheim auf ihn wartet. Das alles haben Sie ihm vernichtet. Jetzt rauben Sie ihm wenigstens nicht noch den letzten Rest seiner Selbstachtung, indem Sie ihn immer noch tiefer in den Schlamm stoßen.“

Er machte eine leichte Handbewegung nach den Logen auf der gegenüberliegenden Seite, wo die wilde, trunkene Orgie noch immer fort dauerte und zerbrochene Flaschen und Gläser auf den Tischen oder in Pfützen von Champagner am Boden lagen.

„Und was geht mich das alles an?“ fragte die „Rake“ entrüstet und mit boshaft funkelnden Augen. „Warum kommt er hierher? Sollen wir etwa Rücksicht auf die Männer nehmen, wo die doch nicht die geringste Rücksicht auf uns nehmen? Für wen verschwenden sie ihr Geld hier? Für uns? Nein. Nur für sich selbst, für ihr Vergnügen, zu dem wir ihnen unentbehrlich sind. Wir sind aber immer nur ihr Spielzeug, das sie beiseite werfen, wenn sie seiner überdrüssig geworden sind. Und im Grunde genommen ist's nicht einmal hier anders, wo es scheint, als ob die Männer unser Spielzeug seien. Auch hier sind wir nur ihr Spielzeug. Die Spieltische, die Musikkapelle, die Bar, alles ist ihr Spielzeug. Sie kommen her, um sich an ihm zu vergnügen, so oft sie sich das leisten können.“

Sie wollte noch mehr sagen, wurde aber durch den jungen Kanadier daran verhindert, der sich jetzt in das Gespräch mischte, indem er sich mit etwas mühsam zusammengefügter Würde an Escher wandte:

„Say, old chap, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ich unter niemandes Vormundschaft stehe. Für meine Handlungen bin ich selbst verantwortlich. Und das mag so bleiben. Wenn ich es einmal ändern will, werde ich es Sie wissen lassen.“

„Und dabei macht er es selber nicht einmal anders“, fauchte die „Rake“, schon halb zum Gehen gewandt, noch eine Schlußbemerkung. „Noch ist sein Girl, die Eileen Malony, nicht vierundzwanzig Stunden von Dawson fort, so sieht er schon wieder hier mit einem andern.“

„Genug!“ rief Escher empört, indem er aufsprang und das Paar mit seiner ausgestreckten Hand aufforderte, sich von seinem Tische zu entfernen.

Dann goß er sich ein Glas Champagner ein und stürzte es auf einen Zug hinunter.

„Ich gehe nach Hause“, sagte er. „Gehen Sie mit?“

„Nein“, entgegnete Schmidt. „Ich möchte mich noch ein wenig mit meinem Freunde, dem Baron, unterhalten. Er bekommt bald Ablösung und wir setzen uns dann in eine ruhige Ecke.“

6.

Ein Tip.

Als Escher sich zum Gehen wandte, fühlte er eine Berührung seiner Schulter.

Herumfahrend, erblickte er einen schwächlichen Mann, nicht viel über Mittelgröße, dessen Kleidung noch die Spuren eines langen Trails an sich trug. Er musterte ihn einen Augenblick prüfend. Das von wochenalten Bartstoppeln umrahmte Gesicht und auch die Figur kamen ihm bekannt vor. Er war sicher, den Mann schon einmal gesehen zu haben, konnte sich aber nicht darauf besinnen, wo und bei welcher Gelegenheit das wohl gewesen sein mochte.

„I beg your pardon, Sir“, sagte der Fremde. „Sie sind doch Mr. Escher?“

„Ja, aber — —.“

„Well, Sir, vielleicht erinnern Sie sich eines Abends im Frühjahr. Es war im Malamut-Salon, — —.“

„Ganz recht“, fiel ihm Escher ins Wort. „Jetzt besinne ich mich. Sie sind der Mann mit den beiden Frauen, dem ich ein wenig den Standpunkt klarmachte, weil er die Torheit besaß, zwei Frauen mit in dieses Land zu bringen.“

„Ja, und dem Sie einen Sack Mehl und Bohnen schenkten, weil er mit diesen Frauen am Verhungern war und man Nahrungsmittel selbst für ihr doppeltes Gewicht in Gold nicht kaufen konnte.“

„Well, Mr. — —?“

„Oswald Henderson“, ergänzte der Mann. „Ich glaube wahrhaftig, ich habe damals vergessen, Ihnen meinen Namen zu nennen. Freilich, er tut nichts zur Sache, und es genügte, daß ich den Ihren wußte.“

„Es freut mich, Mr. Henderson, Sie wiederzusehen. Hoffentlich geht es Ihnen beiden Ladies gut.“

„Ja, ich habe während des Sommers etwas Geld verdient und sie mit dem vorigen Dampfer nach Vancouver gesandt. Ich konnte sie nicht noch einmal einen Winter in diesem Lande durchmachen lassen.“

Escher lud den Mann ein, an seinem Tische Platz zu nehmen, bereit, selbst noch eine kurze Zeit zu verweilen, um sich die Schilderung seiner Erlebnisse anzuhören. Er lehnte aber ab.

„Ich möchte Sie gern ein paar Minuten allein sprechen. Komme eben vom Trail. Hatte so eine Ahnung, als ob ich Sie hier finden würde. Man sucht ja hier immer zuerst.“

„Sie können ruhig hier sprechen. Dies ist mein Freund und Landsmann, Mr. Schmidt. Ich habe keine Geheimnisse vor ihm.“

„Aber ich“, entgegnete Henderson trocken. Und mit einer Verbeugung gegen Schmidt fügte er hinzu: „Sie verzeihen, Mr. Schmidt.“

Wohl oder übel und nun auch neugierig geworden durch das ganze Verhalten des Mannes, gab Escher nach und

begleitete ihn nach dem Ende des Saales bis in die Ecke vor dem mit einer dicken Portiere verschlossenen Bühneneingang, die von Gästen frei war.

Hier begann der Mann geheimnisvoll und im Flüster-ton: „Sie wissen, jede gute Tat rächt sich auf Erden. Well, ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen für Ihre damalige Hilfe in der Not einen Tip zu geben. Also hören Sie! Ich komme aus den Johnson Mountains. Dort habe ich am Glenn Creek einen reichen Plazer gefunden. Morgen wird ein ganzer Schwarm von Leuten dorthin unterwegs sein, um jeden Fuß breit der Bachufer abzusteden. Sie werden bis Widersham das Flußboot benutzen und eine Woche brauchen, um dahin zu gelangen. Wenn Sie aber die Gefahr nicht scheuen und Glück haben, werden Sie ihnen um drei Tage zuvorkommen und noch Gelegenheit haben, Ihren Claim direkt an den Entdeckungsclaim angrenzend zu belegen. Dazu müssen Sie schon in Fairbanks Landing das Boot verlassen. Ein paar Meilen nördlich von dort beginnt der Fünfzig-Meilen-Sumpf. Er ist passierbar, wenn man den Weg kennt und kürzt die Entfernung nach dem Glenn Creek um rund hundert Meilen. Aber er ist gefährdet. Und mit Recht, denn schon mancher, der die Gefahr unterschätzte, hat in ihm einen elenden Tod gefunden. Und selbst mit einem kundigen Führer macht ihn das „singende Volk“, diese verdamnten Moskitos, zu einem Wege durch die Hölle. Sie sind stets eingehüllt von ganzen Wolken dieser Plagegeister und mehr als einer ist schon wahnsinnig geworden unter der Qual.“

„Haben Sie diesen Weg gemacht?“ fragte Escher mit beklommenem Atem, denn die Mitteilung hatte ihn gepackt wie ein elektrischer Schlag.

„Ja“, erwiderte Henderson. „Beide Male. Nach den Johnson Mountains hin und jetzt auch wieder zurück.“

„Dann kann ich's auch“, erklärte Escher sofort.

„Sie werden es können. Aber Sie werden an den Weg denken Ihr Leben lang. Doch hören Sie weiter. Ich bin noch nicht zu Ende. — In Fairbanks Landing hält ein Franzose einen Store. Was Sie sich heute nacht an Ausrüstung nicht mehr beschaffen können, können Sie von ihm kaufen. Auch ein Packpferd. Zwei Meilen von der Landing-Battiste — der Storehalter wird Ihnen die Richtung genau angeben — wohnt ein Indianer, der Ihnen als Führer dienen kann. Er kennt den Trail durch die fünfzig Meilen Sumpf genau. Ich weiß es, denn er hat mich geführt. Das ist es, was ich vorhin meinte, als ich sagte: wenn Sie Glück haben. Sie müssen nämlich das Glück haben, ihn anzutreffen. Wenn das nicht der Fall ist und ihn seine alte Squaw nicht bald zurückwartet, so haben Sie freilich verspielt. Sie können dann höchstens noch den andern auf dem gewöhnlichen Wege über Widersham folgen. Freilich, Sie haben dann zwei Tage verloren und müssen nehmen, was die andern übrig gelassen haben. Auf keinen Fall können Sie den Weg durch die Sümpfe ohne Führer wagen.“

Er blickte sich einen Augenblick vorsichtig um, ob auch niemand, wenn auch völlig absichtslos, in ihre Nähe gelangt sei, der ihr Gespräch hätte mithören können. Beruhigt in dieser Beziehung zog er ein mehrfach zusammengefaltetes Papier aus seiner Tasche, das er auseinanderstülpte.

„Ich habe hier eine Karte“, sagte er. „Es ist eine Regierungskarte, die ich mir verschaffte, als ich nach den Johnson Mountains prospektieren ging. Sie ist noch ziemlich leer, denn das Land hier ist ja noch so gut wie gar nicht erschlossen. Ich habe sie aber ergänzt und den Weg, den Sie nehmen müssen, eingezeichnet. Das andere geht Sie ja schließlich nichts an. Sehen Sie hier!“

Er begann zu erklären.

„Hier ist Fairbanks Landing und da der Fünfzig-Meilen-Sumpf. Das hier ist der Trail durch den Sumpf, natürlich nur in seiner Haupttrichtung. Dies sind die Johnson-Berge

und das ist der Glenn Creek. Es gibt noch eine ganze Anzahl anderer Creeks in den Bergen dort. Und wenn Sie das Pech haben sollten, am Glenn Creek zu spät zu kommen, so würde ich Ihnen immer noch raten, erst noch einmal an den anderen zu suchen, bevor Sie umkehren. Mit Ausnahme dieser beiden. Die habe ich selbst schon gründlich abgesehen, und dort können Sie sich die Arbeit ersparen. — Well, das ist alles, was Ihnen zu wissen nötig ist. Jetzt will ich nach der Claim Office gehen und mich anstellen, damit ich morgen meinen Claim eingetragen bekomme. Verdammt Schweinerei, daß man sich da die ganze Nacht hinstellen muß, um überhaupt dranzukommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der fidele Bauer.

In einem entlegenen österreichischen Alpendorf, einem von denen, wo man glaubt, die Zeitrechnung der übrigen Welt müsse sich in ihrem tollen Rennen um zwei Jahrzehnte oder mehr überpurzelt haben, lernte ich ihn kennen: Matthias Scheichelroither, den „fidelen Bauer“, oder vielmehr das alte Männchen, das das Urbild dieser Rolle war. Es hieß nicht Scheichelroither, trug keine Zipfelhaube und war nicht im mindesten fidel, eher von der Gattung der bäuerlichen „Sinnierer“, die Anzengruber und Rosegger so meisterlich zu schildern gewußt haben. An einem Sonntag, nachmittags natürlich, denn „es tät' sich net schid'n, vom Herrgott weg zum Wirt lauf'n“, nahm ich ihn ins Gasthaus mit. Er ließ sich nicht zweimal bitten. Als der zweite Halbliter vor uns hingestellt wurde, brachte ich das Gespräch aufs Theater und fragte geradezu, ob mein Gegenüber sich leibhaftig „dort oben“ gesehen hätte. Und wie er überhaupt „da hinauf“, ich meinte: auf die Bretter, gekommen sei. Er stopfte sich aus einem Tabaksbeutel von beachtlichen Dimensionen die Pfeife, griff aus dem Zündstein auf dem Tisch ein Schwefelholz, rieb es an der Stiefelsohle, weil die Sonntagshose geschont werden muß, und setzte den Anaster in Glut, was mächtige Rauchentwicklung und einen Geruch ergab, der eine empfindliche Nase in eruptiven Reizzustand gebracht hätte. Ich war das Kraut gewöhnt, aus dem man dortzulande die Rauchopfer steigen läßt. Dann plauderte er, behaglich paffend, drauf los:

„Ja, seh'n S', da hat sich bei mir ein Sommerfrischler, ein Herr aus der Wienerstadt, einlogiert. Ein Studierter, wie wir sag'n, ein Schreiber, sag'n wir, aber Schriftsteller heißt's. Ein minderer Dichter. Einer von den Zeitungen halt. Wo alle Tag' was schreibt oder wenigstens jede Woch'n einmal. Der meine hat alle Augenblick' lang 's Notizbüchel 'rauszog'n und dann mit 'm Bleistift 'n Takt g'schlag'n wie ein Kapellmeister. Wenn i g'fragt hab', was er da macht, hat er g'lacht und g'sagt, er zählt sich seine Versfüß' z'samm'. Dann hab' ich auch g'lacht, denn er hat natürlich Füß' g'hab't, wie ein andrer Mensch und nur zwei, die er nicht erst hat z'samm'zählen müssen.“

Immer hat er mich aus mein'm Leb'n ausg'fragt. Da hat's nicht viel zum Erzählen geb'n. Wenn unsereins hoch hinaus will, will er's für sei'n Buben, nicht für sich. Also hab' ich den meinigen studier'n lass'n. Der Lehrer hat g'sagt g'hab't, ich soll. Jetzt is mein Sohn Professor von ein' Gymnasium. Er kann's bis zum Regierungsrat bring'n. Wenn s' die Regierung nicht vorher ganz abschaff'n. Ich möcht' schon lang nicht mehr in ihrer Haut steck'n. Mein Sohn hat eine Stadtfrau'n g'heirat't. Er ist ja auch in der Stadt aufgwach'n. Jed'n Sommer kommen s', mich b'such'n. Ich kann nimmer in d'Stadt. Es ist ja ein ganzer Tag. Und in der Eisenbahn wird mir immer so viel schlecht. Man is's nicht g'wöhnt. Und wert ist man auch nix mehr.